

Es ist vielleicht auch dies bloß eine Frage des individuellen Standpunkts. Niemand muss sich künftig einfach so auf die unbequemen Betonblöcke setzen und sich imbisslos anschweigen. Wo das Thermometer jetzt auch in Berlin über 25 Grad geklettert ist, haben flugs die ersten Pächter in der noch nicht ganz fertig geschusterten Holzkonstruktion geöffnet: ein Andenkenladen, eine Bagelstation mit 3-Euro-Chickensoup und der Museumsshop „Cedon“ werben mit handgemalten Pappschildern. Vor dem Coffeeshop „WE“ gibt es sogar schon muntere Freischwinger mit orangefarbenem Textilbezug zum Herumlümmeln. Noch verkauft hier erst eine Vorhut; künftig wird sich ein eng gepferchter Kiosk neben den anderen reihen, davor massig Platz zum Eisschlecken und Cafelatte-Trinken. Irgendwo dazwischen klettert eine Treppe nach oben. Auf dem schwer zu vermarktenden Dach wird es ohne Extra-Eintritt einen Gratisblick über das Stelenfeld bis zum Tiergarten geben. Das mit der Westausrichtung der Terrasse, die die Abendsonne über Berlin schön zur Geltung bringt, haben sich die Planer gut ausgedacht.

Man könnte einwenden, dass sich keine andere deutsche Stadt bisher etwas Ähnliches getraut hat: eine fußballfeldlange Imbissterrasse auf Tuchfühlung zu einem Holocaust-Denkmal zu bauen. Aber warum sollte am Eisenman-Bau falsch sein, was überall dort, wo in Berlin Touristenströme zusammenlaufen, funktioniert? Die unmittelbar Beteiligten sehen es eher locker. Es hätte schlimmer kommen können, so Uwe Neumärker, von der Stiftung Denkmal. Die Stiftung habe sowieso keinen greifbaren Einfluss auf den Nachbarn, außerdem sei der Holzbau nur ein dreijähriges Provisorium und das Denkmal per Definition ein „offenes“. Der Eigentümer des Areals, die B.Ä.R-Grundstücksgesellschaft aus Berlin-Grunewald will sich am Telefon nicht äußern, sagt aber zu, dass mich die Rechtsabteilung zurückrufen werde, was sie nicht tut. Der Bezirk Mitte unter seiner in Geschmacks- und Vermarktungsfragen von jeher besonders unschuldig agierenden Baustadträtin Dorothee Dubrau gibt sich realistisch. Es gehe schlicht um Sanitäranlagen für Tausende von Besuchern, so heißt es im Planungsamt. „Wollen Sie etwa blaue Plastik-Klohäuschen?“ Und für die spätere Bebauung auf dem Terrain, einen Riegel mit Luxuswohnungen, habe es einst einen Wettbewerb gegeben, auf dessen Ergebnisse allerdings der neue Besitzer nicht zu verpflichten sei. Wenn es nach Stimmanns Abschied im Herbst keinen Senatsbaudirektor mehr gebe, sei sowieso nichts zu machen. Dass in Zukunft nichts zu machen sei, ist nachweislich falsch, der Bebauungsplan wird erst in einigen Wochen abgesehen. Es geht aber gar nicht um mangelnde Rechtsgrundlagen. Es geht schlicht um die bodenlose Feigheit städtischer Planungsbehörden, den sensibelsten Bereich des public space in Berlin in die Nachbarschaft einer obszönen Fresslandschaft zu entlassen. Der Hintergrund für die Zustimmung zur Imbisslandschaft ist klar: Das Denkmal ist nach einem Jahr zu einem Quotenrenner geworden – 3,5 Millionen Touristen pro Jahr machen, niedrig geschätzt, hier Halt und Pause. Das Geld dieser nachdenklichen Berlinbesucher muss systematisch abgeschöpft werden. Ich kaufe im „Cedon“ einen Berlinplan in Miniformat. Der Kassenzettel über 1,95 Euro enthält den Sternchenvermerk: „Verkauf im Namen und auf Rechnung der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas.“ Die rote Hartplastik-Einkaufstasche, so wird mir auf meine letzte Frage noch erklärt, hätte man ohne diesen Vermerk verkauft. *KG*